



JOHANNA-LYNNEA SAND

ERDNUSSFLIPS  
STATT  
ROTER ROSEN

Roman

Francke

leseplatz.de

## KAPITEL EINS

Lehrerin sein ist toll.

Ich stelle meine braune Vintage-Ledertasche auf das Pult im Klassenraum der 9C und hole das hellblaue Englischbuch mit dem gelben Känguruschild heraus. »Tom und Lennart, wollt ihr heute noch im Krankenhaus landen?«, rufe ich den beiden Jungen zu, die sich gerade einer Verfolgungsjagd über Tische und Stühle hingeben.

*Du-rummm, domm domm domm domm.* »Aaaaah!«, kreischt Tom aus Leibeskräften.

*Du-rumm, domm domm domm domm.* »Aaa-hahaaa!«, schreit Lennart und seine mutierende Stimme überschlägt sich dabei. Offenbar bin ich die Einzige, die um das Wohl der beiden besorgt ist, denn die anderen Kinder nehmen von dem halsbrecherischen Getrampel keinerlei Notiz. Vielleicht, weil sich diese Szene in jeder einzelnen kleinen Pause wiederholt. Vielleicht aber auch, weil Justin und Linus da hinten in der Ecke gerade einen Wettkampf ausfechten, der ziemlich genauso aussieht wie diese Lakritzschnecken-aufroll-runterschluck-wieder-rauszieh-Geschichte, die mein Cousin vor zwanzig Jahren zur Perfektion beherrschte.

Der Kreislauf des Lebens.

Ich tue so, als hätte ich sie nicht bemerkt.

»Okay, everybody, sit down and take out your homework!«, versuche ich den Lärm zu übertönen und mache mir dabei ernsthafte Sorgen um meine Stimmbänder und um das Trommelfell meiner Kollegin in der Nachbarklasse. Irgendwie schaffe ich es, mir bei meinen Schülern Gehör zu verschaffen, und irgendwann sitzen alle auf ihrem Platz.

Mein Unterricht kann beginnen.

Ich erinnere mich noch an die Zeit, in der alle Welt versuchte, mir weiszumachen, dass Lehrerin der perfekte Beruf für mich sei, wenn ich einmal Ehefrau und Mutter werden wolle. Ich sehe noch die begeistert funkelnden Augen meines Vaters vor mir. »Dann hast du gleichzeitig mit deinen Kindern Ferien und kannst mit deiner Familie zusammen in den Urlaub fahren!« Mein Vater hat langjährige Erfahrung mit dem Lehrerberuf. Er ist Maschinenbau-Ingenieur.

Und hier bin ich nun. Mitten in der Blüte des Lebens und jeden Tag umringt von Kindern, mit denen ich zwar gleichzeitig Ferien habe, aber nicht zusammen in den Urlaub fahren kann. Oder wollen würde.

Aber merkwürdigerweise liebe ich meine Arbeit. So nervenaufreibend sie ist und so anstrengend die Schüler auch manchmal sein mögen.

Eine Dreiviertelstunde später ertönt das obligatorische Knacken im Lautsprecher, das jedem Pausengong vorangeht, und sofort schmeißen Tom und Lennart Stifte und Hefte hin, um ihre Verfolgungsjagd wieder aufzunehmen. Ich tue so, als würde ich schimpfen, weil mein Schimpfen von vor dem Unterricht offensichtlich sehr viel gebracht hat, packe dabei das Englischbuch in meine Tasche und ignoriere die Lakritztüte, die in der letzten Reihe wieder zum Vorschein kommt.

Meine Pubertätstoleranzgrenze ist offiziell erreicht.

Zeit, den Abgang zu machen.

Ich laufe durch den Flur, dessen Wände jedes Jahr von der Jahrgangsstufe 13 kunterbunt bemalt werden, bahne mir einen Weg durch die herumschwirrenden, lachenden und schreienden Kinder, nicke den Schülern, die bei mir Unterricht haben oder mal hatten, wie eine freundliche, seriöse Lehrerin zu, rette mich ins Lehrerzimmer und mache die Tür hinter mir zu.

Selige Ruhe empfängt mich. Meine Kollegen sitzen um die runden Holztische herum und jeder kümmert sich leise um seinen eigenen Kram. Dieser Raum ist unsere Oase. Hier tanken wir Stille, bevor wir uns wieder dem Chaos da draußen stellen müssen. Der graublaue Teppichboden schluckt noch zusätzlich die Geräusche und macht unser Lehrerzimmer 'hyggelig', wie die Dänen sagen. Oder waren das die Schweden?

Ich begrüße die Kollegen, die ich in der ersten großen Pause nicht gesehen habe, mit einem fröhlichen »Guten Morgen!«, bekomme von zweien griesgrämiges Gemurmel zurück, von den anderen ein freundliches Nicken, und laufe schnurstracks auf die winzige Kochecke zu, die man eigentlich kaum als solche bezeichnen kann. Ein minikleines Spülbecken, daneben ein noch kleineres Abtropfgestell und unser alter, mal weiß gewesener Kaffeeautomat.

Kaum stehe ich vor dem Becken und bringe den Automaten auf Knopfdruck zum Gurgeln, da kommt Stefan angeschlendert, der anscheinend auch gerade jetzt ganz dringend einen Kaffee braucht.

So wie jeden Tag, wenn ich da stehe.

»Na? Brauchst du mal wieder 'nen Schuss?«

Und genauso selbstbewusst wie jeden Tag.

Ich bin höflich und lächle und sage: »Ja.«

Mein Kollege steckt die Hände in die Hosentaschen seines dunkelblauen Adidas-Jogginganzugs und lehnt sich lässig in den Türrahmen. »Hattest du grade die 9C?«

»Ja«, antworte ich und verdrehe die Augen.

»Sei froh. Du hast es für heute hinter dir. Ich muss die gleich durch die Turnhalle jagen.«

»Kleiner heißer Tipp: Konditionstraining. Für Tom und Lennart bitte besonders intensiv.«

Er grinst. »Wir dürfen niemanden bevorzugen. Schon vergessen?«

»Würdest du nicht. Das ist Anpassung des Unterrichts an die individuellen Bedürfnisse der Schüler.«

Seine Augenbrauen gehen in die Höhe. »So schlimm?«, fragt er amüsiert.

»Du hast keine Ahnung.«

Er lacht und fährt sich mit der Hand durch die dunkelblonden Haare.

Stefan ist Sport- und Religionslehrer, genauso alt wie ich, supernett, humorvoll, attraktiv und, im Gegensatz zu den meisten jungen ledigen Männern, nicht zu Tode erschrocken oder empört oder peinlich berührt bei dem Gedanken an eine hübsche, junge, alleinstehende Frau, die - zu Hilf! - Lehrerin ist.

Als die Jungen in meinem Jugendkreis vor zwölf Jahren von meiner Studiengangswahl erfuhren, reagierten die einen mit purem Entsetzen und die anderen fingen an, alle möglichen blöden Witze über Lehrer von sich zu geben und sich selbst unglaublich lustig zu finden. Und ab jenem Tag gehörte ich in ihren Augen wohl irgendeiner unantastbaren Kaste an.

»Macht dein Auto immer noch dieses komische Geräusch?«

»Ja.«

»Soll ich mal danach gucken?«

Ich schaue meinen netten, gutaussehenden Kollegen, der sich offenbar plötzlich auch noch mit Automechanik auskennt, an und überlege. Stefan ist zwar Religionslehrer, aber gleichzeitig einer der größten Atheisten, die mir jemals über den Weg gelaufen sind.

In meiner Nachttischschublade liegt eine Liste. Und die sieht ziemlich genau so aus:

1. Überzeugter Christ
2. Kommunikationsfreudig
3. Humorvoll

4. Verständnisvoll (Verständnis für emotionale Aus- und Zusammenbrüche, konfuse Gedankengänge, meine komplizierte Art usw.)
5. Ungefähr gleich intelligent wie ich
6. Zielstrebig
7. Fleißig
8. Darf keine Probleme mit meinem Beruf haben
9. Nichtraucher
10. Kein waghalsiger Abenteurer, der immer auf dem Sprung ist

Ich bin ein Mensch, der Orientierungshilfen und Vorgaben im Leben braucht. Ich hasse es, nicht zu wissen, was ich als Nächstes tun oder wie ich etwas anpacken soll, denn dann fange ich an, meine Fingerkuppenhornhaut anzuknabbern, und jeder weiß, wie das am Ende aussieht. Vor jedem Einkauf schreibe ich mir eine Einkaufsliste, und wenn ich irgendwo hinfahren muss, wo ich vorher noch nie gewesen bin, drucke ich mir eine GoogleMaps-Karte aus. Ich lese jede Gebrauchsanweisung bis ins kleinste Detail, ehe ich das Gerät überhaupt erst auspacke, weil, ja, es gibt Geräte, die man falsch auspacken kann, und als Schülerin war für mich das Aufregendste am Anfang des Schuljahres der Moment, in dem unser Klassenlehrer den neuen Stundenplan diktierte. Ab diesem Zeitpunkt wusste ich, wie jeder Tag meines neuen Schuljahres ablaufen und welcher Lehrer wann unseren Klassenraum betreten würde.

Pläne und Listen machen mich glücklich.

Ich liebe meine Kriterienliste.

Also schenke ich meinem kommunikationsfreudigen, zielstrebigem, äußerst ledigen Kollegen ein bedauerndes Lächeln und sage: »Das ist echt lieb von dir, aber danke.«

Er lässt einen tiefen Seufzer hören - so einen Du-machst-es-dir-selbst-und-mir-und-allen-um-dich-herum-viel-zu-schwer-Seufzer - und stößt sich vom Türrahmen ab.

Ich ziehe beide Mundwinkel in die Höhe und zucke die Achseln. Tja. Da kann man leider nichts machen. Punkt 1 ist nicht ohne Grund Punkt 1 auf meiner Liste.

Natürlich hege ich nicht die utopische Vorstellung, dass mein zukünftiger Ehemann alle meine theologischen Überzeugungen teilen wird. Manche davon sind bestimmt etwas verdreht, von daher wäre es sogar besser für uns beide, wenn er nicht alle davon teilt. Zumindest aber sollte er an den gleichen Gott glauben wie ich - was mathematisch betrachtet nicht »keinem Gott« gleichkommt. Und er sollte diesem Gott sein Herz geschenkt haben.

Alles andere hat keinen Zweck. Ich spreche aus Erfahrung.

An diesem Nachmittag lasse ich mein Auto in der Garage stehen und schwinge mich auf mein Fahrrad. Ich habe nicht vor, Stefans Angebot in naher Zukunft anzunehmen, also schone ich mal lieber den Motor meines Autos, oder was auch immer es ist, das dieses merkwürdige Geräusch von sich gibt, und beanspruche meine Beinmuskulatur.

Der Supermarkt ist ja nur drei Straßen weiter. Praktisch um die Ecke.

Mein Bruder Jan und seine Frau Laura haben mich für Samstag zum Abendessen eingeladen und ich habe angeboten, den Nachtisch vorzubereiten. Seit der kleine Mats geboren ist, essen wir jeden Samstag zusammen, weil Jan und Laura darauf spekulieren, dass die Tante Lena ihren Sohn bespaßt, damit sie selbst mal verschnaufen können. Sie glauben, ich ahne nichts von ihren egoistischen Wünschen.

Sie irren sich. Ich ahne so manches. Zum Beispiel, dass Jan es schamlos ausnutzt, dass ich beim Warten auf Lauras geniales

Essen nicht so schnell flüchten würde, denn er bombardiert mich neuerdings ungeniert mit Lobeshymnen über seinen neuen, ach so tollen Mitarbeiter.

Ich mache dieses Spielchen nur mit, weil ...

1. Laura nicht nur meine Schwägerin, sondern auch meine beste Freundin ist und sicherlich auch mal eine Verschnaufpause von meinem Bruder braucht,
2. ich die ganze Woche über langweiliges Dosen-Single-Essen zu mir nehme und
3. ich Mats während Jans Lobhudelei auf dem Schoß halten und seinen Babyspeck knuddeln kann.

Wenn mein kleiner Bruder behauptet zu wissen, was gut für mich ist, dann sollte man sich ernsthaft ein paar Fragen stellen. Zum Beispiel, warum in der Mittelstufe ausgerechnet ein Junge namens Dorian sein bester Kumpel war, der regelmäßig die Jacken der Mädchen ins Jungenklo stopfte und im Supermarkt mit einem Besen und einer Dose Thunfisch Hockey spielte.

Kann man der Menschenkenntnis meines Bruders trauen? -  
Nein.

Andererseits ... Er hat sich meine beste Freundin als Frau ausgesucht. Ich behaupte jedoch, das war ein Aufblitzen eines Funken Verstands in dunkler, dunkler Nacht. Oder Gnade. Am Himmel ziehen fluffige weiße Wölkchen dahin, ein frischer Frühlingswind weht mir ins Gesicht und es duftet nach frischem Gras und sonnengewärmter Erde. Ich liebe diesen Geruch. Er erinnert mich irgendwie an ... Neuanfänge und Hoffnung.

Ich biege auf den Parkplatz des Supermarktes ein und fahre fast über ein schwarzes Ding, das vor mir auf dem Boden liegt und da nichts zu suchen hat. Meine Finger drücken die Bremse



am Lenker, ich komme zum Stehen und meine Stirn legt sich in Falten, während ich die rechteckige Form eines Handys ausmache. Da hat jemand sein Telefon verloren. Ist ihm oder ihr wohl aus der Tasche gefallen.

Gerade will ich mich bücken und nach dem Handy greifen, da hallt die Stimme der Radio-Nachrichtensprecherin von neulich in meinem Kopf wider: »Die Bombe, die der Terrorist zuvor in einem Mobiltelefon versteckt hatte, konnte noch rechtzeitig von den Polizeikräften entschärft werden.«

Misstrauisch betrachte ich das schwarze Ding auf dem Boden, dessen Display das Sonnenlicht reflektiert. Ist das vielleicht auch so ein verdächtiges Objekt, das absichtlich liegengelassen wurde? Muss ich jetzt die Polizei anrufen? Ich beschließe, dass meine Fantasie gerade mit mir durchgeht, und strecke die Hand nach dem Telefon aus.

Wrrrrrrrrrrrr!

»Aaaaaah!« Ich schrecke fürchterlich zusammen und mein Herz fängt an, wie verrückt in meinem Brustkorb herumzuhämmern.

Wrrrrrrrrrrrr!

Eine Nummer erscheint auf dem Handydisplay und darunter tanzt ein Telefonsymbol.

Meine Hand fährt an meine Brust. »Hilfe.«

Da ruft nur jemand an. Vermutlich der Mensch, der das Handy verloren hat. Herz, beruhige dich.

Mit fahrigem Fingern nehme ich den Anruf entgegen und halte das Telefon an mein Ohr. »Hallo?«